„Sie haben mich überall herumgereicht“

Hardy war sieben, als der Priester begann, ihn zu missbrauchen. Nahezu täglich fielen er und andere Peiniger über den Messdiener her. Nun ist Hardy 70, und will das Erzbistum Köln verklagen. Sein Fall offenbart, wie vernetzt die Täter innerhalb der katholischen Kirche waren.

Von Henning Rasche, Rheinische Post, 30.09.2025

Sie haben ihn umgebracht. Hunderte Male. Im Beichtstuhl. Im Wohnwagen. In der Sakristei. Auf der Jugendfreizeit. An der Kiesgrube. In Kevelaer. In Innsbruck. In Bergisch Gladbach, wo alles angefangen hat. Aber anders als seine Brüder ist Hardy noch am Leben.

Die beiden Brüder hatte sich der Priester zuerst vorgenommen. Sie waren ein paar Jahre älter. Erst bemerkte Hardy, wie sich Joachim veränderte. Wie er abweisender wurde, aggressiver. Dann ging es bei Jürgen los. Die Eltern verprügelten seine Brüder. Sie glaubten ihnen nicht. So, wie sie später auch Hardy nicht glaubten. Die Namen seiner Brüder haben wir auf Hardys Wunsch geändert, er dagegen heißt wirklich so.

Als Joachim und Jürgen Mitte 20 waren, nahmen sie sich das Leben. Erst der eine, dann der andere. Hardy sagt: „Ich habe auch an Selbstmord gedacht. Aber Gott sagte mir, dass ich das nicht tun soll.“

13, 15 und 22. Das waren die Hausnummern, die Hardys Kindheit in Refrath prägten. In 13 und 15 wohnten seine Eltern und Großeltern. Gleich gegenüber, in 22, neben der Kirche St. Maria Königin, wohnte Gottfried Amberg, der Priester.

Hardy hält sich die Hand vor die Augen, er kann nicht hinsehen. Nur eine kleine Straße trennt sein früheres Elternhaus vom ersten Tatort. Schickte ihn seine Mutter zu Amberg rüber, weil der Priester es so wollte, war der Weg so kurz, dass er nicht ausweichen konnte.

Er ist hierher zurückgekehrt, mit 70, um sein Gesicht zu zeigen. Hardy wollte sich genau hier fotografieren lassen, vor der Kirche, in der sein Leid begann. Er hat sich seine violette Jacke angezogen und seine violette Cap aufgesetzt, die ihn als Fan des Frankfurter Football-Teams Galaxy ausweisen.

Der Herbst hat das erste Laub auf den Boden vor St. Maria Königin geweht. Auf einer verdreckten Tafel steht, dass die Gemeinde 2002 als „familienfreundlichste Pfarrei“ ausgezeichnet wurde. Ein Sofa lagert vor dem Eingang der Kirche, an der Seite weiterer Sperrmüll. Seit Jahren ist die Kirche gesperrt: Schimmelbefall. Hardy sagt: „Den hat der liebe Gott geschickt.“

Ginge es nach ihm, würde die Kirche abgerissen. Nur der Turm bliebe stehen. Die Glocken würden an jedem 18. November läuten, am Gebetstag für die Betroffenen sexuellen Missbrauchs. „Auf diesem Grund“, sagt Hardy, den Kopf gesenkt, „darf nie wieder etwas geschehen.“

In Hardys Leben ist es nur selten nach ihm gegangen. Nun, findet er, reicht es. Die Öffentlichkeit soll seine Geschichte hören. Sehen, was sie ihm angetan haben. Seinen ganzen Namen muss man dafür nicht kennen; der Redaktion ist er bekannt. Aber Hardy will, dass man ihm in die Augen schaut.

Wir haben entschieden, Hardys Geschichte detailliert zu erzählen. Nur so begreift man, mit welcher Gewalt die Täter vorgingen und wie gut sie innerhalb der katholischen Kirche vernetzt waren. Hardys Fall ist ein Beispiel organisierter Kriminalität. Er sagt: „Die waren wie die Mafia.“

Dieser Text schildert explizite sexuelle Gewalt, berichtet von traumatischen Erfahrungen und rituellem Missbrauch. Das sollte an dieser Stelle erwähnt werden. Ließe man die Einzelheiten weg, bliebe das Ausmaß der Taten im Ungefähren. Nur den Peinigern würde das helfen.

Als Hardy sieben war, ein kleiner Junge auf der Grundschule, Messdiener, ging Gottfried Amberg das erste Mal mit ihm baden. Es ist die erste Tat, an die Hardy sich erinnern kann, 1962 war das. Der Priester schmuste mit ihm, küsste ihn auf die Wangen, auf den Mund. Er spielte mit Hardys Penis, streichelte ihn. Er machte Fotos davon.

Im Beichtstuhl in St. Maria Königin zog Amberg wenig später Hardy die Hose runter, missbrauchte ihn oral und anal. Er befahl Hardy zu schweigen. Niemandem davon zu erzählen, auch seinen Brüdern nicht. Es sollte ihr Geheimnis bleiben. Dafür konnte Hardy sich Spielzeugautos aussuchen, von Siku und Matchbox.

So fing es an.

Gottfried Amberg war schon tot, als 2008 erste Missbrauchsvorwürfe gegen ihn publik wurden. Strafrechtlich konnte er nicht belangt werden. Doch schon bevor er nach Refrath kam, um die dortige Gemeinde aufzubauen, sei Amberg bereits in seiner vorherigen Pfarrei als Missbrauchstäter aufgeflogen, erinnert sich Hardy.

Amberg ist nur einer von Hunderten Tätern in der katholischen Kirche. Nur einer von ungezählten in Hardys Fall. Und außer Hardy missbrauchte er mutmaßlich viele weitere Kinder. Amberg war der Strippenzieher. Er schleuste Hardy durch die Republik und über die Alpen, um ihn seinen Kollegen zum Missbrauch anzubieten. Manchmal gegen Geld.

Amberg und seine Mittäter sind davongekommen. Hardy nicht.

Was mit der Seele eines Menschen geschieht, der über elf Jahre hinweg mehrfach in der Woche schweren sexuellen Missbrauch erleiden muss, kann man nicht sehen. Was es mit dem Körper macht, schon.

Seit 2014 sitzt Hardy im Rollstuhl, er ist halbseitig gelähmt. Er hat drei Schlaganfälle hinter sich, als mittelbare Folgen des Missbrauchs. Ein Hirntumor wurde im letzten Jahr erfolgreich behandelt. Seine Genitalien wurden bei den Taten so schwer beschädigt, dass sie nie wieder normal funktionierten. Die Harnröhre nicht, der Schließmuskel nicht, der Darm nicht. Er ist zeugungsunfähig und muss Windeln tragen. Körperliche Nähe zu anderen Menschen konnte er nie wieder zulassen.

Wenn Hardy als Kind von Amberg nach Hause kam und wieder so stark blutete, warf er so schnell wie möglich die Unterhose weg. Damit seine Eltern nichts merken. Einmal gab er die blutrote Unterhose versehentlich in die Wäsche. Seine Mutter verprügelte ihn zur Strafe. Sein Vater auch.

Etwa ab 2010 begann das Ausmaß des Missbrauchs in der katholischen Kirche sichtbar zu werden. Der Staat hielt sich aus der Aufklärung der Taten weitgehend heraus. Fotos von Staatsanwälten und Polizisten, die Nagelstudios und Shisha-Bars durchsuchen, gibt es viele. Fotos aus Bistümern und Gemeinden eher nicht.

Viele der Taten sind strafrechtlich verjährt, aber nicht alle. Man sprach von Einzelfällen - so lange, bis auffiel, dass die Kirche Täter aktiv vor Strafverfolgung schützte und sie von einer Gemeinde in die nächste versetzte. Doch Hardys Fall zeigt nun deutlich, dass nicht nur die hohe Zahl an Tätern gegen die Einzelfall-Theorie spricht, sondern auch ihre enge Vernetzung und Zusammenarbeit.

Hardy haben so viele Priester und Kirchenangehörige missbraucht, dass er nicht einmal alle Namen kennt. Diese schon: Gottfried Amberg, Heinz Pottbäcker, Nikolaus Adamek, Franz Bühler, Erich Jansen, Walter A., Josef W. Er sagt: „Sie haben mich überall herumgereicht."

Amberg ging in Hardys Familie aus und ein. Fast täglich saß er am Mittagstisch, die Eltern waren streng gläubig, die Söhne alle Messdiener. Auf der Grundschule in Refrath war der Priester auch sein Lehrer. Im Unterricht, erinnert sich Hardy, gab es Prügel mit dem Rohrstock, auf den nackten Hintern, auf die Genitalien.

Amberg, dem seine Eltern blind vertrauten, begann, Hardy herumzufahren. Nach Köln-Ehrenfeld, wo ein Priester ihn alle vier Wochen zwang, dessen Kot herunterzuschlucken. Nach Köln-Porz, wo ein Priester ihn regelmäßig schwer sexuell missbrauchte. Nach Frankfurt. Nach Innsbruck. Nach Oberharmersbach.

So ging es weiter.

Und dann gab es die Reisen in den Wallfahrtsort Kevelaer am Niederrhein. In der Umgebung befand sich ein versteckter Parkplatz, auf dem ein silberner Mercedes mit einem großen Wohnwagen stand, es gibt ein Foto davon. Darin wurde Hardy von Priestern und Ordensangehörigen mehrfach hintereinander missbraucht und

vergewaltigt. Auch andere Kinder waren dabei. Sie wurden gezwungen, aneinander sexuelle Handlungen vorzunehmen.

Frühjahr 1967, Hardy war inzwischen zwölf. Heinz Pottbäcker, der im Bistum Münster Priester war, missbrauchte ihn nun regelmäßig. In Ambergs Haus in Refrath, im Auto, im Zeltlager im Sauerland. Pottbäcker gab Amberg Geld dafür, der Junge hat das gesehen. Hardy sagt: „Ich musste mich übergeben, es war abscheulich."

Zu dritt vergewaltigten sie den vierzehnjährigen Hardy, gleich gegenüber von seinem Elternhaus. Sie zerquetschten einen Hoden. Und sie drückten weiter darauf, bis Hardy vor Schmerzen in Ohnmacht fiel. Am nächsten Tag weckte ihn seine Mutter mit den Worten: Der Priester verlangt nach dir. Weil sie Hardy nun vorne nicht mehr anfassen konnten, missbrauchten sie ihn anal.

Die Priester zwangen Hardy, ihr Sperma zu schlucken. „Saft Gottes" nannten sie das, oder „Saft des Himmels". Bis heute kann er keine weiße Salatsoße sehen oder gar essen.

Hardy ging nicht mehr in die Schule. Ein Dreivierteljahr lang versteckte er sich und fing die Briefe an seine Eltern ab, bis eines Tages Polizei und Jugendamt vor der Tür standen. Er erzählte, warum sein Hoden so groß war, was ihm der Priester angetan hatte. Damit konfrontiert, sagte Amberg: Hardy sei vom Teufel besessen. Niemand glaubte Hardy. Sein letztes Zeugnis stammt aus der siebten Klasse.

Einmal schlug sein Vater ihn mit dem Ende eines Gartenschlauchs blutig und sperrte ihn für Tage in den Keller. Außer einer Matratze, etwas Brot und einer Tasse Wasser lag dort nur eine Bibel. Hardy nahm sie in die Hand und flehte Gott an, ihn sterben zu lassen.

Hardy hat all das protokolliert. Es hat Jahrzehnte gedauert, bis er das formulieren und aussprechen konnte. Eine Psychotherapeutin hat ihm dabei geholfen. Mit einem Rechtsanwalt kämpft Hardy nun für mehr finanzielle Gerechtigkeit. Bei der gesetzlichen Unfallversicherung für eine höhere Rente. Und beim Erzbistum Köln für Schmerzensgeld. Unsere Redaktion hat Hardy zweimal getroffen und Einsicht in seine Akten nehmen können, die ihr in Auszügen vorliegen.

Ein kleines Dorf, irgendwo im Westerwald. Über einer ehemaligen evangelischen Kirche lebt Hardy heute, zusammen mit seinem Kater. Das einzige Wesen, dessen Nähe er erträgt. Hardy muss gut aufpassen, dass der nicht ausbüxt, sagt er.

23 Stufen trennen das Erdgeschoss von seiner Wohnung. Einen Aufzug gibt es nicht, einen Treppenlift auch nicht. Oben steht ein Rollstuhl, unten ein elektrisches Modell. Wenn Hardy hoch oder runter möchte, muss er robben oder rutschen.

An seiner Wohnungstür hängt ein Din-A4-Blatt, auf dem handschriftlich sein Name steht. In seinem Kühlschrank lagern Fertiggerichte, Kaffeemilch, eine große Flasche Ketchup. Für seinen Besuch hat seine Pflegekraft Kaffee gekocht und Tassen bereitgestellt. Er kann das nicht, aber er hat darauf bestanden, seinen Gast zu bewirten. Hardy isst ein Stück gedeckten Apfelkuchen, der hat ihn angelacht.

60.000 Euro hat Hardy als „freiwillige finanzielle Leistung“ vom Erzbistum Köln als Entschädigung bekommen. Mehr als andere, aber welches Unrecht kann dieses Geld aufwiegen?

Nach dem Opferentschädigungsgesetz bezieht Hardy eine Rente von 120 Euro. Erst für die Taten nach 1975 gab es mehr. Er lebt von der Grundsicherung.

Am 10. Februar 2012 hat Hardy einen Brief vom Generalvikariat des Kölner Erzbistums bekommen. Unterzeichnet hat das Schreiben, das unserer Redaktion vorliegt, Prälat Stefan Heße, heute Erzbischof von Hamburg. Darin heißt es: „Wir halten Ihre Aussagen für glaubhaft. Traurig und sehr betroffen mussten wir Ihre schlimmen Erlebnisse leider zur Kenntnis nehmen.“

Spätestens zu diesem Zeitpunkt hätte das Erzbistum wohl die Pflicht gehabt, den Fall der gesetzlichen Unfallversicherung zu melden. Dann hätte Hardy Chancen auf eine deutlich höhere Rente gehabt. Doch das hat das Erzbistum offenbar unterlassen.

Hardys Anwalt hat das inzwischen nachgeholt und kämpft nun für die nachträgliche Anerkennung seines Falls. Er bereitet zudem eine Klage gegen das Erzbistum Köln vor, es geht um Schmerzensgeld in Höhe von einer Million Euro. Gesprächsangebote habe das Bistum zuvor stets rigoros abgelehnt.

Auf Anfrage unserer Redaktion teilt das Erzbistum Köln mit, dass es grundsätzlich keine Auskünfte zu konkreten Betroffenen erteile. Grundsätzlich habe es Unterstützung durch Gesprächsmöglichkeiten mit „unabhängigen, speziell geschulten Ansprechpersonen“ sowie Mitarbeitern einer Stabsstelle gegeben.

Damals, im Februar 2012, hatte Hardy im Erzbistum angerufen und darum gebeten, dass man schriftlich sein Leid anerkenne. Niemand hatte ihm je geglaubt. Mit dem Brief wollte er wenigstens seine Tante und seinen Onkel überzeugen, die noch lebten. Auch sie sagten ihm, er sei der Teufel.

39 Jahre vorher servierten die Eltern dem 18-jährigen Hardy das Abendessen, dazu eine Limo. Er trank, wurde müde, schlief ein. Als er aufwachte, lag er gefesselt auf einer Liege. An den Armen und Beinen hatte er Drähte und Kabel. Neben ihm standen seine Eltern, Gottfried Amberg und Heinz Pottbäcker. Die beiden Priester lasen aus der Bibel vor. Hardy bekam Stromschläge, wurde bewusstlos. Sie wollten ihm den Teufel austreiben. Danach haute Hardy von zu Hause ab.

Nur einmal konnte Hardy versuchen zu arbeiten. Er war Verkehrspolizist in Bergisch Gladbach. Als er auf der Straße seinen Peiniger Gottfried Amberg sah, kostete es ihn Kraft, den Mann nicht zu überfahren. Er musste den Job wieder aufgeben.

Hardy, dem sie den Teufel austreiben wollten, den sie zwangen, den „Saft Gottes“ zu schlucken, den sie so oft umgebracht haben, hat überlebt, sagt er, weil er noch immer an Gott glaubt.

Ein christlicher Choral aus dem 19. Jahrhundert gab ihm die Kraft zu überleben, sagt Hardy. „Näher mein Gott zu dir“, heißt das Lied. Angeblich das letzte Lied, das die Bordkapelle auf der sinkenden „Titanic“ spielte. Es gab Hardy die Hoffnung, dass eines Tages alles rauskommt.

In dem Choral heißt es: „Drückt mich auch Kummer hier, drohet man mir, soll doch trotz Kreuz und Pein dies meine Losung sein: Näher, mein Gott, zu dir, näher zu dir.“

HINWEIS Kreisen Ihre Gedanken darum, sich das Leben zu nehmen? Sprechen Sie mit anderen Menschen darüber. Hier finden Sie (auch anonyme) Hilfsangebote in vermeintlich ausweglosen Lebenslagen: telefonseelsorge.de, Telefon: 0800 1110111 oder 0800 1110222.